

Zeiten der Not

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **28 (1934)**

Heft 22

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-927008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zeiten der Not.

Seit etwa vier Jahren leben wir in einer Zeit der Krise. Fast jeder spürt die schlechte Zeit am eigenen Leibe. Wo zwei zusammenstehen, klagen und jammern sie. Wir sind aber nicht die ersten Menschen, die eine solche Zeit durchmachen müssen. Wie bei der Wellenbewegung gibt es von Alters her Höhenpunkte und Tiefstände, gute Zeiten und schlechte Zeiten. Die guten Zeiten nehmen die Menschen ohne Dank als selbstverständlich an; über die schlechten Zeiten wird gehörig geschimpft. Eine böse Zeit brach im Jahr 1770 über unser Land herein. Ulrich Brägger, „der arme Mann im Toggenburg“, erzählt davon in seiner Lebensgeschichte:

„Nun brach der große Winter 1771 auf 1772 ein, der schauervollste, den ich erlebt habe. Ich hatte jetzt fünf Kinder und keinen Verdienst, ein bißchen Gespinnst ausgenommen. Bei meinem Händelchen büßte ich von Woche zu Woche immer mehr ein . . . Die Not stieg um diese Zeit so hoch, daß eigentlich blutarme Leute kaum den Frühling erwarten mochten, wo sie Wurzeln und Kräuter finden konnten. Auch ich kochte allerhand dergleichen und hätte meine Kinder noch immer lieber mit frischem Laub genährt, als es einem meiner erbarmungswürdigen Landsmänner nachgemacht, dem ich mit eigenen Augen zusah, wie er mit seinen Kindern von einem verreckten Pferd einen ganzen Sack voll Fleisch abgehakt, woran sich schon mehrere Tage Hunde und Vögel satt gefressen. Noch jetzt, wenn ich des Anblicks gedenke, durchfährt ein Schauer und Entsetzen alle meine Glieder . . . Im Herbstmonate, da die rote Ruhr allenthalben grassierte, kehrte sie auch bei mir ein und traf zuerst meinen lieben Erstgeborenen. Noch war mein Söhnlein nicht begraben, so griff die Seuche mein ältestes Töchterchen, und zwar noch viel heftiger, an. Aller Sorgfalt der Aerzte ungeachtet, war es noch schneller hingerafft, in seinem achten, das Knäblein im neunten Jahr . . . Der Jammer, Hunger und Kummer war damals im Lande allgemein. Alle Tage trug man Leichen zu Grabe, oft drei, vier bis elf miteinander.“

Furchtbares Glend brachten auch die Hungerjahre 1816 und 1817. Das Wetter war kalt und naß. Einen Sommer lang bildeten der Neuenburger-, Murten- und Bielersee eine zusammenhängende Wasserfläche. Das Getreide reifte nicht; die Feldfrüchte gerieten nicht. Der Preis des Brotes stieg auf das Achtefache. Der

Verdienst ging zurück. Daran war Frankreich schuld. Es setzte so hohe Zölle auf die Schweizer Waren, daß sie nicht in dieses Land eingeführt werden konnten. Andere Staaten errichteten ebenfalls Zollschranken. So wurde die Ausfuhr unserer Waren absichtlich unterdrückt. Darum stockte der Handel; die Industrie erlitt großen Schaden. Die Arbeitslosigkeit war sehr groß. Es war ganz ähnlich wie heute.

Warum setzte sich die Schweiz nicht zur Wehre? Warum erhob sie nicht auch Zölle an der Grenze? Warum sagte man den fremden Staaten nicht: Wenn ihr unsere Waren nicht kaufet, so nehmen wir eure Waren auch nicht ab? Damals gab es eben keinen eidgenössischen Zoll. Jeder Kanton erhob Zölle an seiner Grenze. In der Not wollten sich allerdings die Kantone zusammenschließen zu gemeinsamer Abwehr. Aber sie konnten sich nicht einigen. Der französische Gesandte säte Samen der Zwietracht zwischen den Kantonen. So war man schwach und ohnmächtig gegenüber dem Ausland. Erst mit der Bundesverfassung von 1848 wurde das Zollwesen eidgenössisch, und die kantonalen Zölle wurden aufgehoben.

Etwas Gutes hatten die Hungerjahre 1816/17. In Italien und Aegypten konnte man Getreide zu billigem Preise kaufen. Aber der Transport in die Schweiz war sehr umständlich; es fehlte an guten Verkehrswegen. Ueber die Alpenpässe führten nur Saumpfade. Ein Säumer konnte mit den Pferden nur wenig Ware über die Berge bringen. Darum fingen die Kantone mit dem Bau von Alpenstraßen an. Graubünden und Tessin bauten 1818—1823 die Verbindung Chur-Bernhardin-Bellinzona, Graubünden und Italien die Straße über den Splügen. Ueber 20 Millionen Franken gab Graubünden aus für die Erstellung seines Straßennetzes. Es baute im letzten Jahrhundert die Alpenstraßen Julier, Maloja, Bernina, Albula, Oberalp, Flüela, Ofenberg, Lukmanier, Straßen durchs Brättigau und Engadin und über die Lenzerheide. Uri und Tessin bauten die Gotthardstraße, Basel und Solothurn machten den obern und untern Hauenstein besser fahrbar.

Vor 100 Jahren kam viel Not über die Bevölkerung der Ostschweiz. Dort waren Tausende mit Spinnen von Leinen und Baumwolle beschäftigt. Ueberall in den Häusern wurde gesponnen von Kindern und Erwachsenen. Es war ein guter und leichter Verdienst. Nun erfand ein Engländer die Spinnmaschine und führte sie auch in der Schweiz ein. Da hörte das

Handspinnen auf und machte der Fabrikarbeit Platz. Die ersten Maschinen wurden 1801 in St. Gallen, im aufgehobenen Kloster, eingerichtet. In Zürich wurde die Spinnerei Escher, Wyß & Cie. gegründet. Bald aber stellte sie selbst Spinnmaschinen her und entwickelte sich zu einer Maschinenfabrik mit Welt Ruf. Die Maschine arbeitete schneller und billiger als der Handspinner. Die Tuchfabrikanten kauften bald nur noch das billigere Maschinengarn. Tausende von Spinnersn wurden arbeitslos und gerieten ins Elend. Viele Familien hatten nicht einmal Brot und Milch; schwarzer Kaffee und Kartoffeln bildeten ihre einzige Nahrung. Damals gab es noch keine Arbeitslosenunterstützung und der Staat konnte nicht helfen. (Schluß folgt.)

Zur Unterhaltung

Der Drückerberger.

Während des Krieges. Bei dem Ersatzbataillon eines hessischen Infanterie-Regiments waren neue Leute angekommen. Einer der Angekommenen, ein kräftig aussehender Bursche, gab bei der Namensverlesung keine Antwort, sondern bedeutete durch Zeichen, daß er taub sei. Der Feldwebel, dessen Kompagnie der angeblich Taube zugeteilt war, gab sich die größte Mühe, dem „Tauben“ das Hören beizubringen. Man versuchte es erst mit der alten erprobten Methode, die in ähnlichen Fällen fast immer zum Erfolg geführt hat, der Taube kommt vor den Stabsarzt und wird untersucht. Nach Beendigung der Untersuchung stellt sich der Stabsarzt neben ihn und flüstert ihm leise zu: „Untauglich! Machen Sie, daß sie wegkommen!“ Aber hier versagt dieser alte Trick, der brave Musketier rührt sich nicht, weicht nicht von der Stelle. Ein anderes Mittel wird angewandt: des Nachts, wenn all die müden Krieger in süßer Ruhe schlummern, erscheint der Feldwebel mit dem Unteroffizier vom Dienst am Bett des Tauben, beugt sich zu ihm nieder und ruft ihm ein kräftiges „Aufstehn!“ ins Ohr. Während die Schläfer rechts und links sich schlaftrunken aufrichten in der Meinung, es sei Zeit zum Aufstehen, schläft und schnarcht der Taube ruhig weiter, sein Gesicht zeigt den tiefen Frieden eines unschuldigen Gewissens. Feldwebel und Unteroffizier ziehen enttäuscht ab. Zum Dienst ist der Taube nicht zu gebrauchen, er wird in

die Küche gesteckt, schält Kartoffeln und putzt Gemüse, hilft dem Koch bei seinen Arbeiten. Er hat einen beneidenswerten Appetit, sein Körperumfang wächst, kaum daß der Bauch noch in die Uniform hineinpäßt, das Gesicht wird allmählich zu einem Vollmond. Wenn die Kompagnie mittags zum Essenholen angetreten ist, müde und hungrig vom Dienst auf dem Exerzierfeld, steht unser Freund an einem der riesigen Kochbotliche mit einem schweren Holzlöffel bewaffnet und rührt das Essen umeinander. Die kleinen Schweinsäuglein schauen ins Weite, er steht da, völlig interesselos, die Umgebung ist für ihn einfach Luft. Hauptmann und Feldwebel haben eingehend den Fall besprochen; nachdem alle militärischen Entlarvungskünste versagt haben, ist man sich darüber einig geworden, den unnützen Fresser so bald wie möglich in die Heimat abzuschieben. Der Kompagnieschreiber bekommt Anweisung, die Papiere fertig zu machen, es ist an einem Samstag, des Montags früh sollte der Taubstumme entlassen werden.

Am Sonntag Nachmittag haben alle Stadturlaub, nur der Taube nicht; er würde ja sowieso am Montag entlassen, hatte der Feldwebel ihm auf einen Zettel geschrieben. Alle Mannschaftsstuben sind leer, die langen Gänge mit den Gewehrständern an der Seite liegen im Halbdunkel. Kein Getrampel von genagelten Kommißstiefeln schallt heute auf dem harten Steinboden, es herrscht feierliche, sonntägliche Nachmittagsruhe. Der Feldwebel hat seinen Mittagsschlafchen beendet. Während er sich zum Ausgang mit Frau und Kind zurecht macht, weilen seine Gedanken schon beim Dienst des andern Tages. Es fällt ihm der zur Entlassung kommende Musketier ein; das Gefühl, es müsse sich hier um einen ganz gewichtigen Simulanten handeln, läßt ihn einfach nicht los. Plötzlich hat er einen neuen Plan, den er sofort in die Wirklichkeit umsetzt. Aus seinem Geldbeutel nimmt er alles Metallgeld, nimmt ebenfalls noch das Wirtschaftsgeld seiner Gehälft hinzu und steckt alles lose in eine Seitentasche des Uniformrockes. Auf Hauschuhen schleicht er dann hinüber zu den Mannschaftsräumen. Im Halbdunkel der Treppe, die zum Gang hinaufführt, hält er an und wartet. Gerade gegenüber liegt die Stube, in welcher der Taube untergebracht ist. Nach einer Weile öffnet sich die Tür und der Taube tritt heraus, er geht den Gang hinunter, als wollte er zur Kantine. Den Feldwebel hat er nicht gesehen. Dieser